

# Zur Frage der Romanisierung der Walser

Autor(en): **Frei-Cantieni, Walter**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Bündner Monatsblatt : Zeitschrift für Bündner Geschichte, Landeskunde und Baukultur**

Band (Jahr): - **(1984)**

Heft 1-2

PDF erstellt am: **13.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-398359>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# BÜNDNER MONATSBLATT

Zeitschrift für bündnerische Geschichte, Heimat- und Volkskunde

Chur, Januar/Februar 1984 Nr. 1/2

---

## Zur Frage der Romanisierung der Walser

*Von Walter Frei-Cantieni*

Wie bekannt ist, haben die seit dem Mittelalter im Gebiet der Drei Bünde angesiedelten Walser nicht nur an ihrer Sprache und Kultur mit der ihnen eigenen Zähigkeit festgehalten, sondern sie haben in manchen Dingen darüber hinaus auf die benachbarten Romanen mannigfache Einflüsse ausgeübt. Der umgekehrte Fall, dass die Walser von der eingewanderten rätoromanischen Bevölkerung romanisiert worden sind, ist dagegen eher selten. Er trifft z. B. für das Oberhalbstein zu. «Im 13. und 14. Jahrhundert hatten die Mönche von St. Luzi in Chur und die bischöflichen Lehensherren von Rietberg auf der Alp Flix, im Val Faller, in Sblocs ob Mulegns, im Val d'Err und im Val Nandrò solche Einwanderer angesiedelt. Noch 1545 unterschied man in Mulegns zwischen den Gualsers, die Flix während des ganzen Jahres bewohnten, und den Valchs, die auf der Alp nur ihre Maiensässe hatten. Heute erinnern die Rochus-Kapelle auf Flix und die Marien-Kapelle zu Tga im Val Faller daran, dass dort einst ständige Siedlungen gewesen sind.»<sup>1</sup> Ausserdem aber finden sich im Tal unter den durchweg surmeirisch sprechenden Einwohnern Walsergeschlechter wie die Mark, Frank, Fink, Jäger, Neiner usw. Es wäre nun interessant, über den konkreten Vorgang der Integrierung von Walsern ins einheimische Rätoromanentum etwas Näheres zu erfahren. Ein solcher Versuch soll hier an Hand der Baugeschichte eines bestimmten Hauses in Parsonz und an Hand der Siedlungsgeschichte des Dorfes unternommen werden. Wir wählen dazu das im schon zitierten Schweizer Heimatbuch auf S. 38 abgebildete ehemalige Haus Neiner auf Parsonz-Visoura, dessen Legende nach der folgenden Darstellung

<sup>1</sup> Frei-Cantieni, Walter. *Das Oberhalbstein* – Bern 1965 – S. 13

zu korrigieren ist. Die umfassenden Forschungsarbeiten von Christoph Simonett, die in den beiden Bänden über *Die Bauernhäuser des Kantons Graubünden*, Basel 1965/66, zugänglich gemacht sind, gestatten uns, die Baugeschichte des Hauses mit einer ziemlichen Sicherheit zu rekonstruieren.

Wie die Gestalt der Keller und der über den beiden hintern Kellerräumen befindlichen Anlage zeigt, haben wir es ursprünglich mit einem zweigeschossigen, einmal unterteilten sogenannten Saalhaus zu tun, das zu den ältesten bündnerischen Bauernhaustypen gehört und sicher mittelalterlich ist.<sup>2</sup> Im Sur Cuort von Savognin befindet sich heute noch ein ganzes Quartier solcher Bauten,<sup>3</sup> die offenbar bischöflichen Ministerialen gehörten.<sup>4</sup> Es scheint daher nicht ausgeschlossen, dass auch das Saalhaus in Parsonz ein ministeriales Gebäude war und vielleicht zur Burg Rauschenberg in irgend einer Beziehung stand. Eine Datierung des ursprünglichen, nur aus vier Räumen bestehenden Saalhauses in das 13. Jh. gestattet der 4,5 m lange, 2 m breite und im Segment 60 cm flach aufgewölbte Kellergang, der sich noch weitgehend im ursprünglichen Zustand befindet. Das Gemäuer besteht aus meist unbehauenen, aufgeschichteten Steinen, die mit grobsandigem, stark kalkhaltigem, gelblichem Mörtel verbunden wurden, wie es für die Burgenzeit charakteristisch ist.<sup>5</sup> Das Gewölbe ist mit einer rohen Bretterschalung aufgemauert, deren Abdruck stellenweise noch sehr gut erhalten geblieben ist.<sup>6</sup> Besonders wichtig zur Datierung ist aber auch die Doppelscharte an der Südwand des Raumes, die links und rechts von zwei flachen Steinen gebildet und nach oben in gleicher Weise abgeschlossen ist, wie dies im 13. Jahrhundert üblich war.<sup>7</sup> Die Scharte ist später von aussen zugemauert worden. Ursprünglich ist ferner die einfache Lichtnische rechts vom Eingang sowie die auffallend schöne Verbindungstüre zum hintern Keller. Deren Pfosten sind mit grossen Steinen aufgemauert und der gewölbte Türsturz ist, was selten vorkommt, sorgfältig durch kleinere verkeilte Steine gebildet.<sup>8</sup> Nicht ursprünglich sind in diesem schmalen Kellergang lediglich die herausgebrochene Türöffnung zum vorderen, später angebauten Keller und die Vergrösserung der jetzigen Kellertüre, die, wie ein Vergleich mit derjenigen der «Chiminada» zeigt, auf das späte 16. bzw. frühe

<sup>2</sup> Simonett I, S. 88 ff.

<sup>3</sup> Simonett I, S. 83 und Frei S. 43. Die Häuser haben freilich durch Renovationen und modernen Umbau nicht unerheblich eingebüsst

<sup>4</sup> Simonett I, S. 113

<sup>5</sup> Simonett I, S. 17 f. mit Abb. 1

<sup>6</sup> Simonett I, S. 25 f. mit Abb. 20 aus Tinizong und entsprechende Angaben aus Savognin, S. 88

<sup>7</sup> Simonett I, S. 33 mit Abb. 41 b

<sup>8</sup> Simonett I, S. 29 f. mit Abb. 28

17. Jh. zurückgeht. Die beschriebene flache Rundbogentüre führt in den hintern Keller, der ein Quadrat im Ausmass von 4,5 m bildet. Wie der durchgehende Verputz zeigt, ist hier schon in früher Zeit geändert worden. Über die Art der Erneuerung besteht kein Zweifel: es ist offensichtlich, dass die einst flache Decke eingewölbt wurde.<sup>9</sup> Wie wir noch sehen werden, ging diese Veränderung mit dem später zu schildernden, grundlegenden Umbau aus der Wende vom 16. zum 17. Jh. Hand in Hand. An Einzelheiten ist in diesem Raum eine südwärts gerichtete Doppelscharte zu erwähnen, die beim Einbau eines Holzrahmens für das kleine Glasfenster etwas vergrössert worden ist, ferner rechts vom Eingang ein Pfeiler, dessen Zweck bisher nicht eindeutig bestimmt ist, der aber wahrscheinlich in Zusammenhang stand mit der ursprünglichen Herdstelle, und endlich ein Loch im Scheitel der Decke, in welchem jetzt ein in der Mitte ausgehöhltes Rundholz steckt. Wahrscheinlich handelt es sich um ein Rauchloch,<sup>10</sup> durch das der Rauch in den darüberliegenden Raum abzog.<sup>11</sup> Damit wäre endgültig festgelegt, dass der hintere Keller ursprünglich Küche war, während das obere Gemach dann als Vorratsraum, speziell auch zur Räucherung von Fleisch dienlich, angesprochen werden müsste. Hinsichtlich der Gesamtanlage des Untergeschosses ist besonders beziehungsreich, dass sich das früheste Beispiel für dessen Einteilung nach Simonett I., S. 84, «im ganz saalhausartigen, um 1200 erstellten Palas der Burg Reams» findet. Wenn wir übrigens den schmalen Kellergang als Wohnraum bezeichnen, so stützt sich diese Annahme auf die Erfahrung, dass noch bis vor kurzem in einfachen Maiensäshütten derjenige Raum z. B. bei schlechtem Wetter als Wohnraum benützt zu werden pflegte, der eine lichtspendende Türe nach aussen aufweist. Dazu kommt aber auch noch ein sprachgeschichtliches Moment: im Oberhalbstein heissen heute zwar alle Kellerräume unterschiedslos «schlers», also gleich wie im Unterengadin, welches indessen von den eigentlichen Kellern die schmalen gewölbten Vorkeller durch den Namen «doma» unterscheidet, was

<sup>9</sup> Im Gegensatz zu gangartigen Gebilden hatte man bei den weiten Massen in alter Zeit keine Gewölbe-Konstruktion gewagt. Doch galten seit dem 16. Jh. vorzüglich gewölbte Räume, die eher finster und tief im Boden versenkt waren, ihrer gleichmässigen Kühle wegen für ideale Keller (Simonett I, S. 210). Deswegen wurden gerade in dieser Zeit vielfach neue Gewölbe in bestehende Räume eingebaut (Simonett I, S. 26 f.)

<sup>10</sup> Simonett I, S. 211, Abb. 515

<sup>11</sup> Dass sich dort einst ein drehbares Tablar befunden haben könnte (Simonett I, S. 210 mit Abb. 511) scheint weniger wahrscheinlich, weil das entsprechende Gegenstück am Boden oder auch bloss Spuren davon fehlen, und weil der letzte Bewohner des Hauses, Gion Wezel Neiner, der diesen Raum als Käsekeller benützt hatte, nur die im Oberhalbstein üblichen Gestelle längs der Wände verwendete, was bei dem konservativen Grundzug der Bergbevölkerung kein zu vernachlässigender Anhaltspunkt ist für entsprechende Einrichtungen früherer Zeit

darauf hindeuten mag (doma-domus, was im Latein das Wohnhaus nennt), dass gerade diese Räume einst das gewesen sind, was wir heute als Wohn- bzw. Aufenthaltsräume ansprechen.

Das zweite Geschoss deckte sich im ursprünglichen Zustand baulich genau mit dem ersten Geschoss. Über der Küche befand sich der Vorratsraum, der ebenfalls an der Wende vom 16. zum 17. Jh. mit einem Tonnengewölbe ausgestattet wurde und der bis auf Gion Wezel Neiner (1882–1957), also während rund sieben Jahrhunderten Chiminada geblieben ist. Baugeschichtlich wichtig sind folgende Veränderungen: auf der Nordseite befindet sich eine Nische, die durch Zumauerung der einstigen Haustüre des Obergeschosses entstanden ist. Ihre imponierende Grösse spricht deutlich vom einstigen Zweck des Raumes. Sie muss mit der untern Haustüre durch eine ausser dem Haus liegende Treppe verbunden gewesen sein, wie es für das zweistöckige Saalhaus üblich war. Das ursprüngliche Fenster auf der Südseite, das sicher erst im 19. Jh. auf die vor-malige Grösse erweitert worden war, wurde in neuester Zeit zu einer in den Garten hinausführenden Türe aufgebrochen. – Von der Chiminada führte die noch jetzt bestehende Türe in einen Nebenraum, der vermutlich als Schlafräum diente. Über dessen ursprüngliche Gestalt lässt sich nur wenig ausmachen, weil die späteren Umbauten hier am nachhaltigsten eingegriffen haben: ist doch aus ihm eine Küche und ein Vorraum geworden, was eine ostwärts gerichtete Erweiterung des Raumes um 80 cm zur Folge hatte. Dass auch dieser Raum ursprünglich wie der untere Kellergang nur 2 m breit war, zeigt der noch bestehende Rest des einstigen Gewölbes, der vor der Chiminada-Tür erhalten ist. Seine Ergänzung ergibt, dass die Spannweite bei einer Segmenthöhe von etwa 50 cm rund zwei Meter betrug.<sup>12</sup>

Versuchen wir uns den geschilderten Bestand lebendig werden zu lassen, so ersteht vor uns ein rechteckiger, festungsartiger Bau mit zwei Türen gegen Norden und vier Scharten gegen Süden, die sich aus dem damals natürlich noch nicht verputzten Gemäuer kaum abhoben. Gegen Osten und Westen, also berg- und talwärts, standen kahle Wände, die ein schweres, flaches Satteldach trugen, dessen First längs des Hanges orientiert war, wie es übrigens bei den andern Häusern auf Visoura mit einer einzigen Ausnahme noch immer der Fall ist. Es kann kein Zweifel sein, dass das Haus nach seiner ganzen Anlage und dass darüber hinaus der ganze, sehr alte Dorfteil von Visoura den Ursprung rätoromanischen Bauherren verdankt.

<sup>12</sup> Nicht ausgeschlossen ist, dass die jetzt mit einem Glastürchen zugemachte, aussen zugemauerte Nische das ursprüngliche Fenster des Schlafrumes war

Die schwerwiegende Veränderung, die an dem Haus vorgenommen worden ist, fällt, wie schon angedeutet, in die Wende vom 16. zum 17. Jh. Damals wurde, kurz gesagt, aus dem mittelalterlichen Saalbau ein vollkommen anderes Haus gemacht. Zwar wurde am alten Bestand, wie wir bereits sahen, nur wenig verändert; aber durch den Anbau eines ganzen Vorderhauses erhielten die bisherigen Räume mit Ausnahme der Chiminada eine völlig andere Bedeutung: aus dem fast unberührt gelassenen Wohnraum des Untergeschosses wurde ein kaum mehr benützter Kellergang, aus der Küche ein gewölbter Keller; und der Schlafraum des Obergeschosses wurde durch Einbau einer mit Kamin versehenen Küche nicht nur bedeutungsmässig, sondern auch baulich bis zur Unkenntlichkeit umgestaltet. In Entsprechung zum hinteren Keller wurde ein ungefähr gleich grosser vorderer Keller ebenerdig angebaut. Seine Scharte gegen Süden dürfte bis auf das Glasfenster ursprünglich sein und dasselbe gilt gewiss auch von der Lichtnische an der gegen den Kellergang liegenden Wand. Eine grössere Nische der Ostwand wurde nachträglich mit Holz ausgeschlagen. Sie diente zum Aufheben von Dingen, die man zwar kühl, aber trocken lagern wollte. Seltsam mutet eine schiessschartenartige, offensichtlich aussen zugemauerte und oben vom Deckengebälk leicht überragte Nische an, deren Erklärung vorläufig noch nicht gelungen ist. Auf diesen ebenerdigen Keller wurde eine Stube aufgestrickt, wodurch ein dreiraumtiefer Wohnstock mit der Reihenfolge Vorratsraum, Küche, Stube entstand, wie er bis etwa 1650 verbreitet war.<sup>13</sup> Dass im vorliegenden Fall an Stelle des üblichen Mittelganges die Küche trat und an Stelle des sonst als Küche benützten Raumes die Chiminada bestehen blieb,<sup>14</sup> ist darauf zurückzuführen, dass der beabsichtigte Typ nicht durch Neubau, sondern durch Anbau erreicht wurde, was nicht ohne Kompromiss abging.<sup>15</sup> Der Gewählte lag nahe, weil durch das Nebeneinander von Stube und Küche ein einziger Kamin genügte,<sup>16</sup> der offenbar an der Südostecke des ursprünglichen Schlafgemachs leichter durchzubrechen war als in der gewöhnlich besonders widerstandsfähig gebauten Chiminada. Was die Stube betrifft, so geht diese in der heutigen Gestalt vorwiegend auf einen Um- und Ausbau des 18. Jh. zurück, von dem noch zu reden sein wird. Ursprünglich scheint die Stelle des Ofens, und ursprünglich ist das Renaissance-Buffer, das unmittelbar vor der gestrickten Wand steht und mit seiner schlichten Pracht Zeugnis gibt von einer Zeit, da auch der gewöhnliche Mann teilhatte an dem,

<sup>13</sup> Simonett I, S. 117 ff.

<sup>14</sup> Simonett I, S. 116, Typ Ia

<sup>15</sup> Simonett I, S. 119 f.

<sup>16</sup> Simonett I, S. 129 ff.



was heute als «Kultur» meist nur noch wenige interessiert. Es ist wahrscheinlich, dass die Stube im 16. Jh. gegen die später angebaute Nebenkammer hin breiter war, d. h. sich in den Massen mit dem darunter liegenden vorderen Keller deckte und dass sie erst im 18. Jh. verkleinert wurde, als man Küche und Vorraum trennte und die *Tgombra tras steiva*, das nur durch die Stube zugängliche Nebenzimmer angestrichelt hat.<sup>17</sup> Der Umbau der Renaissance-Zeit war spätestens 1623 abgeschlossen. Dieses Datum kam zum Vorschein, als die Verbindungstüre zwischen Chiminada und heutiger Küche von ihrem hässlichen Anstrich befreit wurde. Auf ihr ist das genannte Datum in Kerbschnitt festgehalten.<sup>18</sup> – Kaum etwas Näheres lässt sich über die äussere Gestalt ausmachen, die das Haus nach jenem Umbau dem Vorbeigehenden zeigte. Zwar möchte man annehmen, dass schon damals die ganze Anlage mit einem neuen Satteldach talwärts orientiert wurde, wie es dann bei den späteren Umbauten beibehalten wäre. Ein Stahlstich jedoch aus der zweiten Hälfte des 19. Jh., gezeichnet von L. Rohbock und gestochen von A. Fesca, gedruckt und verlegt von G. G. Lange in Darmstadt mit dem Titel *Das Oberhalbsteiner Thal – Conters–Reams–Präsanz. (Bündten)* zeigt trotz der Kleinheit mit aller wünschbaren Deutlichkeit das damalige Haus Neiner noch immer mit einem Hinterhaus, dessen Satteldach längs des Abhangs gefirstet war, und mit einem Vorderhaus, das bereits hinsichtlich des Daches talwärts blickt. Dieser späte Stich bestätigt den eingreifenden Umbau um 1600, der seine Spuren viel ausgeprägter, als man zunächst anzunehmen wagt, bis weit ins 19. Jh. hinein auch äusserlich sichtbar hinterliess.

Was uns nun aber besonders interessiert ist der Umstand, dass der durch diese Erneuerung angestrebte Haustyp nach Simonett durch die Walser verbreitet wurde. Die Annahme liegt daher nahe, dass die seit dem 13. Jh. im Val Nandrò angesiedelten Walser am Ende der Renaissance im nächstliegenden Dorf integriert wurden. Der grundsätzliche Umbau des Hauses in dieser Zeit könnte sehr wohl darauf zurückzuführen sein, dass eben damals eine Walserfamilie, vielleicht sogar schon die Neiner, das möglicherweise vorübergehend leerstehende oder überhaupt verlassene Saalhaus übernommen und ihren Auffassungen angepasst hätten. Die Erfahrung lehrt ja, dass eingreifende Verän-

<sup>17</sup> Die ursprüngliche Grösse der Stube legt die Annahme nahe, dass dieser Raum damals zugleich als Schlafraum benützt worden ist, wobei möglicherweise die Betten in Nähe des Ofens alkovenartig von der Stube getrennt waren, was im Oberhalbstein auf den Maiensässen häufig vorkam und z. B. im Haus Durband in Tinizong noch immer so gestaltet ist

<sup>18</sup> In Übereinstimmung damit steht das handgeschmiedete Schloss dieser Türe samt dem Schlüssel, das ganz im Geschmack der z. T. noch gotisierenden Renaissance volkstümlich-alpenländischer Prägung ausgeführt ist

derungen an Häusern sehr oft Hand in Hand gehen mit einem Besitzerwechsel. Hingegen dürfte es kaum mehr gelingen, die gemachte Annahme aktenmässig zu belegen. Die Integrierung der Walser im Dorf gibt aber noch eine andere, siedlungsmässige Frage auf. Parsonz mit seiner auffallenden Zweiteilung in ein Unterdorf und das davon getrennte Quartier Visoura hätte die sicher erwünschte Möglichkeit geboten, die Nachbarschaft der Romanen und der sich von diesem Zeitpunkt an allmählich romanisierenden Walser mit einer gewissen Trennschärfe durchzuführen.<sup>19</sup> Nach dem, was Simonett über die in Graubünden bekannten Siedlungsformen und die Gepflogenheiten der Walser ermittelt hat,<sup>20</sup> kommt dieser Vermutung grösste Wahrscheinlichkeit zu. Die Baugeschichte des ehemaligen Hauses Neiner kann seine Darstellung nur konkretisieren, präzisieren und ergänzen.<sup>21</sup>

Ein weiterer Umbau oder vielmehr Ausbau wurde wiederum vor der Mitte des 18. Jh. vorgenommen und dies sehr wahrscheinlich bereits von einem Mitglied der Familie Neiner. Der Stube wurde jetzt die erwähnte Tgombra trasteiva angehängt und ein Schlafspeicher aufgestockt, beides Erweiterungen, wie sie in erster Linie bedingt waren durch den Zuwachs der Familie. Jene erforderte eine entsprechende Verkleinerung der Stube, damit der schmale Seitenraum wenigstens zum Teil innerhalb der ursprünglichen Hausmauer zu liegen kam und nur teilweise überhängend hinausgebaut werden musste. Offenbar hat man damals zur Stützung der vorderen Frontmauer jenen auffallenden Vorsprung aufgemauert, der alsdann die Mantelmauer über das aufgestrickte Vorderhaus nach sich zog. Vermutlich wurde aber der Raum der Stube auch von der Küche her verkleinert und dies aus verschiedenen Gründen: es ging primär darum, über der Stube einen Schlafspeicher zu erhalten, den man begreiflicherweise nicht zu gross gestalten wollte. Also brach man die gemauerte Küchenwand gegen die Stube teilweise ab und strickte mit Balken eine durchgehende Wand auf, die in beiden Geschossen die Rückwand der Räume bildet, vor der im

<sup>19</sup> Die Gemeinde Parsonz hat ja auch heute erneut die Bauzone für die nicht schon Ortsansässigen aus dem Dorfe hinaus in die nahegelegene Maiensäss Talvangas verlegt

<sup>20</sup> Simonett II, S. 224 und 241 ff.

<sup>21</sup> Beiläufig wäre zu bemerken, dass verschiedene der Häuser von Visoura untereinander verwandten Gliedern der Familie Neiner gehörten und dass sich in andern Häusern wenigstens der weibliche Zweig von ihnen herleitete. Es scheint damit erwiesen, dass Visoura mehrheitlich, wenn nicht ursprünglich, sogar vollständig von Walsern bewohnt worden ist. Die jetzt im Engadiner Museum in St. Moritz befindliche Schlafstube aus einem ehemaligen Hause Neiner in Parsonz stammt jedoch nicht aus dem im zitierten Oberhalbsteiner Heimatbuch S. 38 abgebildeten und hier beschriebenen Haus, wie die Legende fälschlich vermutet hatte, sondern aus dem Haus des ehemaligen Mastrals Gion Demarmels, dessen Mutter eine Neiner war



Hausinnern ein verhältnismässig geräumiger Vorplatz entstand.<sup>22</sup> Mit diesem Umbau war gegeben, dass die Stube eine neue Decke bekam, die zugleich Fussboden des Schlafspeichers ist. Diese Decke ist mit flachen Profilstäben in Kassetten eingeteilt worden, welche, obschon wesentlich schlichter, eine auffallende Verwandtschaft zu der bei Simonett I, S. 229, Abb. 572 aufgenommenen Decke aus Alvaneu-Dorf zeigt. Simonett datiert jene um 1760. Es ist möglich, dass beide Decken auf dieselbe Werkstatt zurückgehen, insofern die von Parsonz wie ein Vorläufer zu jener von Alvaneu wirkt.<sup>23</sup> Lassen sich die bisher dargestellten Zusammenhänge noch mit einiger Sicherheit rekonstruieren, so gilt das nicht in gleicher Weise für das obere Stockwerk. Fest steht lediglich, dass man hier in der immer noch erhaltenen Grundgestalt den Schlafspeicher aufbaute. Unklar ist hingegen, ob der nördlich neben ihm liegende kleinere Schlafräum schon im 18. Jh. ausgebaut wurde, und wie man sich den Vorraum zu denken hat.<sup>24</sup> Sicher aber dürfte aus praktisch baulichen Erwägungen sein, dass mit dem Aufbau von Schlafspeicher und dadurch sich ergebenden Estrichräumen auch die malerische Laube an der Südseite angehängt wurde.<sup>25</sup>

Von hervorragendem Interesse ist nun im Zusammenhang mit unserer Fragestellung, dass die bauliche Veränderung des Hauses um die Mitte des 18. Jh. fassbar von jenem Francestg Nutein Neiner vorgenommen wurde, der kein ganz Unbekannter ist. Das Staatsarchiv Graubünden in Chur verwahrt von ihm die Papierhandschrift Ms. Stn., in Oktavformat, von 36 Blättern Stärke, auf die Decurtins im 10. Band der Rätoromanischen Chrestomathie (Erlangen 1916) im Vorwort S. XIV aufmerksam machte und von der er S. 176–178 Proben gab. Es handelt sich um «Startet e Leschas della Ludevla Terra da Surses . . .», also um «*Satzungen und Gesetze des löblichen Landes Oberhalbstein*, unten eins nach dem andern in guter Ordnung aufgeführt, und zu Druck gebracht auf Befehl desselben löblichen Landes und jetzt aus dem Deutschen in unsere

<sup>22</sup> Über die Gestaltung dieses Vorraumes lässt sich nichts Näheres ausmachen. Indessen scheint naheliegend, dass die heutige Trennung zwischen Küche und «Pierta» damals, und zwar mit Rücksicht auf die «Tga da fi», gleich durch eine Zwischenmauer vorgenommen wurde

<sup>23</sup> Im gleichen Zug mit der Erneuerung der Decke dürfte die sparsam ornamentierte Vertäferung der Stube vorgenommen sein

<sup>24</sup> Jedenfalls kann dieser letztere noch nicht den heutigen Umfang gehabt haben, weil das noch niedrige, talwärts orientierte Dach des Vorderhauses etwas Derartiges kaum zugelassen hätte. Dass die beiden hintern Schlafkammern des obersten Geschosses damals noch nicht bestanden, darf man durch den Stich von Rohbock als erwiesen ansehen

<sup>25</sup> Dass der von der Laube getrennte Abort gleichzeitig angehängt wurde, ist darum nicht ausgeschlossen, weil diese Verbindung nach Simonett (I, S. 44 und 237) besonders seit dem 18. Jh. verbreitet wird. Sie war hier nicht völlig zu erreichen, weil zwischen Abort und Laube im Hausinnern das Kamin aufsteigt. Den Anschluss zur Laube hat man immerhin durch die Bedachung angedeutet

romanische Sprache übersetzt, Wort für Wort wie im Original, im Jahre des Herrn 1793. Am 13. Februar geschrieben von mir Francesg Nutein Neiner».<sup>26</sup> Während sehr vieles darauf hinweist, dass der Umbau des Hauses um 1600 im Zusammenhang stand mit der im Oberdorf erfolgten Ansiedlung der Walser aus der Val Nandrò – stellen wir fest, dass das nach walserischen Gewohnheiten eingerichtete dreiraumtiefe Haus hundertfünfzig bis zweihundert Jahre später von rätoromanisch sprechenden Nachkommen jener ersten Ansiedler bewohnt worden ist. Ja, darüber hinaus entnehmen wir dem genannten Dokument, dass es den Walsern oder genauer gesagt: einzelnen Mitgliedern der Walser-Familien auf Parsonz/Visoura gelungen war, in regierungsmässig für Dorf und Tal bedeutsame Stellung aufzurücken. Allein: dieser soziale Aufstieg war nicht nur dem einsatzbereiten und durchsetzungsfähigen Charakter der Walser zu verdanken, sondern gewiss auch dem Umstand, dass sie sich hier als eine offensichtliche Minderheit den Gepflogenheiten der einheimischen Rätoromanen anzugleichen wussten und endlich deren Sprache übernahmen. Es ist dabei mit der Möglichkeit zu rechnen, dass die sich romanisierenden Walser zunächst zweisprachig waren; und es muss zu nicht geringem Teil diese sprachliche Überlegenheit gewesen sein, die sie, wie das Beispiel der zitierten Übersetzung nahelegt, für politische Ämter als besonders geeignet erscheinen liess.

Dazu kam aber noch ein anderes Moment: im ehemaligen Haus Neiner auf Visoura befindet sich das Porträt eines einstigen Bewohners, ein Ölgemälde von 54 × 39 cm, das ins Biedermeier zu datieren ist und das ohne Zweifel einen Geistlichen zeigt. Dieser Pfarrer Neiner<sup>27</sup> ist den Leuten im Dorf bis heute allein durch mündliche Überlieferung bekannt geblieben. Wir entnehmen diesem traditionsgeschichtlich auffallenden Vorkommnis, dass eine wesentliche Rolle bei der Integrierung der Walser durch die Rätoromanen das gemeinsame konfessionelle Anliegen spielte: die Walser kamen aus der Val Nandrò nach Parsonz gerade zur Zeit der Gegenreformation, die ihren fraglosen Höhepunkt im Tal mit der Erscheinung der Nossadonna da Ziteil im Jahre 1580 hatte;<sup>28</sup> im Gefolge davon kamen die Kapuziner ins Tal, die es verstanden, «die Gebe-

<sup>26</sup> Dieser Name ging in der Familie altem Brauch gemäss vom Vater auf den Sohn weiter und so ist entscheidend, dass auf einem Sgraffito-Herzen der Vorderfront steht «F.N.N. 1813». Mit diesen Initialen ist auch Hausgerätschaft wie z. B. eine Truhe usw. bezeichnet, so dass gesichert ist, der genannte «Übersetzer» habe in diesem Haus gewohnt

<sup>27</sup> Pfarrer Neiner muss zur Zeit gelebt haben, als das Haus im frühen 19. Jh. neuerlich umgebaut wurde, wovon das in der vorigen Anmerkung genannte Datum Beleg ist. Hingegen ist es im vorliegenden Zusammenhang nicht geboten, die Hausgeschichte bis in die Gegenwart zu verfolgen, zumal die Veränderungen nicht mehr grundsätzlicher Art sind

<sup>28</sup> Vergl. Frei: Das Oberhalbstein, S. 19

freudigkeit der Gemeinden so sehr zu eröffnen, dass der Bischof von Chur im Jahre 1663 anlässlich verschiedener Weihen im Umkreis von zwei Wegstunden in sechs neuen Kirchen Visitation halten konnte»;<sup>29</sup> indem die Walser in dieser Hinsicht mit den Rätoromanen gemeinsame Sache machten, möglicherweise auch schon von dieser frühen Zeit her Vertreter im Klerus hatten, ist die Verschmelzung der beiden Bevölkerungsschichten sicher wesentlich gefördert worden.

Das primäre Moment in der Romanisierung war jedoch offenbar das sprachliche: dass wir als Übersetzer eines für die ganze Bevölkerung des Tales so wichtigen Dokumentes ausgerechnet einen Walser treffen, zeigt, dass die der Dorfgemeinschaft von Parsonz angenäherten Walser auf Visoura<sup>30</sup> aus allgemein mitmenschlichen Gründen sich in besonderem Masse um die Sprache der Dorfmehrheit so zu bemühen begannen, dass sie aus dieser beträchtlichen sprachlichen Mehrarbeit heraus in Francestg Nutein Neiner ihren Mann in einer ganz zentralen Sache stellen konnten. Die Romanisierung scheint sodann auch den Umbau des ehemaligen Hauses Neiner im 18. Jh. mindestens in einer Hinsicht nicht unwesentlich bestimmt zu haben: mit der durchgehenden Einmauerung der um 1600 aufgeführten Holzteile wurde das Haus äusserlich den baulichen Gepflogenheiten der Romanen mit ihren Steinhäusern angeglichen.<sup>31</sup> Was sich vordem in der Sprache vollzogen hatte, das zog von diesem primären, mitmenschlichen Phänomen her andere Bereiche in eine bald mehr, bald weniger ausgeprägte Romanisierung.

Aber selbstverständlich ging in dieser intensiven Begegnung auch ein rückwirkender Einfluss von den Walsern auf die Romanen. In politischer und religiöser Hinsicht brauchen wir nur an die aktive Tätigkeit der beiden genannten Glieder aus dem beschriebenen Hause Neiner zu denken; und in kulturell-zivilisatorischer Hinsicht scheint der späte Umbau ihres Wohnsitzes im 18. Jh. trotz der Romanisierung auch walserische Akzente zu setzen: dahin könnte etwa der in Anmerkung 25 erwähnte Abort gehören:<sup>32</sup> es mag sein, dass dieser dem Haus auf dem Schlafstock angehängte hölzerne Schachtabort zu den ältesten «sanitären Anlagen» in einem Parsonzer Haus gehört; denn noch in den

<sup>29</sup> A. a. O. S. 9f. und S. 45

<sup>30</sup> Noch um 1900 standen von den 6 Wohnhäusern des Oberdorfes 5 mit dem Geschlecht der Neiner männlicher- oder weiblicherseits in direkter Verbindung

<sup>31</sup> Tatsächlich finden sich im Oberhalbstein trotz der ansässigen Walsergeschlechter keine vollauf walserischen Häuser; das Dorfbild ist überall von den Steinbauten geprägt

<sup>32</sup> Vergl. dazu Simonett I, S. 237 ff. besonders den Satz: ... «dass jedenfalls die Walser von Avers, Mutten, Schanfigg und Davos, was die der Notdurft dienenden Einrichtungen anbelangt, ihren romanischen und italienischen Mitbündnern weit überlegen waren.»

dreissiger Jahren unseres Jahrhunderts diente hier zum Verrichten der Notdurft in vielen Fällen der Stall; nur so ist zu verstehen, dass die vornehme Gediegenheit der letzten Bewohner unseres Hauses, des kinderlosen Ehepaars Gion Wezel und Alexandrina Neiner, gesprächsweise gelegentlich mit dem Hinweis begründet wurde, «dass sie nicht in den Stall gingen»!

Wie dem auch sei – die vorstehenden Bemühungen darum, den Vorgang der Romanisierung von Walsern konkreter erfassen zu können, ruft dem Historiker ins Bewusstsein, wie wenig im Grunde der lebendigen Geschichte mit Dokumenten, Baudenkmalern und allen übrigen Arten von Zeugnissen beizukommen ist. Das, was sich in ferner Vergangenheit im lebendigen Dasein einzelner und ganzer Gruppen begeben hat, ist in seiner noch so unscheinbaren Eigenheit völlig einmalig, nie mehr ganz zu rekonstruieren und wohl nur jenem intuitiv-künstlerischen Erkennen zugänglich, in welchem Wilhelm von Humboldt «die Aufgabe des Geschichtsschreibers» gesehen hatte.